

33 — 1901
Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer.

(Schluß.)

„Wenn Sie mir nur eine Andeutung machen wollten, Fräulein Thilda, was sich ereignet, was Sie in diese unbegreifliche Stimmung versetzt hat," entgegnete Richter.

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Endlich trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Alles Blut schien aus ihrem Gesichte zu weichen, als sie sprach:

„Glauben Sie an die Ehrlichkeit und die Tiefe meiner Freundschaft, Herr Richter, glauben Sie, daß ich niemals ein Geheimnis Ihnen gegenüber, niemals einen Hintergedanken bei dem hatte, was ich Ihnen sagte?"

„Ich habe es immer geglaubt, Fräulein Thilda, und glaube es heute noch," lautete Pauls Antwort.

„Und Sie werden es auch weiterhin glauben, lieber Freund, auch, auch —" ihre Thränen begannen reichlicher zu fließen, mit schluchzender Stimme vollendete sie ihren Satz — „auch wenn wir nicht mehr bei einander sind, auch wenn wir uns getrennt haben, mein teurer Freund?"

Sprachlos stand Paul vor ihr. Er konnte den Sinn ihrer Rede nicht begreifen, nicht fassen. Endlich hatte er sich soweit gesammelt, das er ausrufen konnte: „Aber wer spricht denn davon, Thilda!? Wir uns trennen, Thilda? Ach, Thilda!"



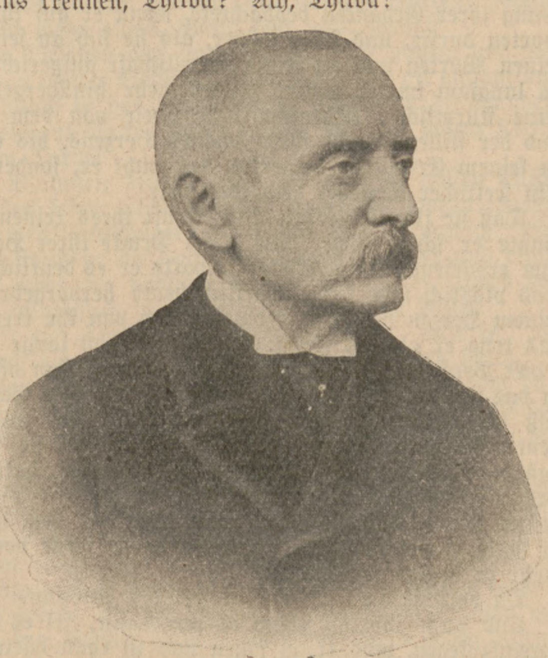
Das Ole Bull-Denkmal in Bergen. (Mit Text.)

„Wir müssen," erwiderte sie leise; „sie haben es gesagt, daß wir es müssen."

„Wer, wer hat das gesagt?"

„Die Menschen, ja die Menschen, die keinem sein bischen Glück gönnen wollen, keinem, keinem ..."

Sie schien außer sich; auf einmal war es über sie gekommen und so war es gesagt. —



Fürst Hohenlohe †. (Mit Text.)

Zitternd stand sie vor Paul; sie schlug die Augen nieder, indessen flammende Röte in ihre Wangen stieg.

Und wie sie so vor ihm stand, da faßte es ihn mit einem Male in den Tiefen seiner Seele, mit aller Leidenschaft faßte es ihn.

„Thilda," rief er, „Thilda, wir uns trennen? Nie und nimmer, niemals!"

Er hatte sie umfaßt und preßte sie an sich, wild und leidenschaftlich; einen Augenblick sank sie an seine Brust, doch dann, indem sie ihr glühendes Gesicht seinen heißen Küssen zu entwinden suchte, bettelte sie: „Paul, ach Paul, um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich doch!"

Endlich hatte sie sich losgemacht. Sie floh vor ihm, vor sich in das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

Noch lange bettelte er, daß sie doch öffnen, daß sie doch vernünftig sein solle — umsonst.

Dann ging er in sein Zimmer, noch einmal wilden Frühlingssturm im pochenden Herzen.

8.

Es war Mittwoch, an dem Paul Richter, weil die Privatstunde ausfiel, den Nachmittag frei hatte.

Als Thilda nach mehreren Versuchen, sie dazu zu bestimmen, ihm die Thüre nicht geöffnet hatte, hielt er es für das beste, sie zunächst sich selber zu überlassen, damit sich ihre innere Erregung einigermaßen beruhigen könne. Was vorgefallen war, was sie mit einem Male in diese seltsame Stimmung versetzt hatte, ahnte er nun. Auch an sein Ohr war das Gerücht von dem Geschwätz der braven Mitbürger gedrungen.

Er war sich sofort klar darüber, daß Eifersucht und Neid die Triebfedern dieser Gespräche waren, und legte ihnen keinerlei Bedeutung bei. Nur hätte er von ganzem Herzen gewünscht, daß nichts davon an Thildas Ohr gedrungen wäre, weil er ihre reine und edle Seele von solchen trüben Erfahrungen fernhalten wollte. So war es dennoch dahin gekommen, trotz seiner Vorsicht, mit

der er es immer vermieden hatte, in seinen Gesprächen mit ihr die Bekannten und die Leute aus der Stadt zu berühren.

Vielleicht war es ja auch zu ihrem beiderseitigen Glücke so gekommen, dachte er dann. Seiner zurückhaltenden, allzu ängstlichen Natur konnte solch ein äußerer Anstoß nur zum Vorteil gereichen. Einmal hatte es ja doch anders werden müssen, einmal mußte es ja doch so kommen.

So sinnend ging er im Zimmer auf und ab. Wie gerne hätte er an Thildas Seite gesessen und, ihre Hand in der seinen haltend, ihr alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte; wie es tobte in seinem Innern, so mit einem Male; wie das zum Ausbruch gekommen war, was er seit Wochen und seit Monaten tief und dunkel in seiner Seele fühlte und wovon er Rechenschaft zu geben sich immer gescheut hatte; wie diese Wochen und Monate des Sommers hingegangen waren, in denen es immer stiller, friedlicher in seinem Herzen geworden war; wie er sich heimlich immer gefreut hatte auf die stillen Abendstunden an ihrer Seite; wie ihre traute liebe Behausung ihm endlich zu einer Heimat geworden war, und sie selbst der Mittelpunkt seiner Gedanken und Gefühle, seines Wollens und Handelns, sie selbst der Genius, der in diesem Hause schaltete und waltete. Wie er langsam, ganz langsam gelangt war zu der Erkenntnis von der Größe ihres Seelenlebens, wenn er still den Gang ihrer Gedanken beobachtete, wenn er auf ihre Fragen antworten durfte, und schon früher, als sie sich an seinem Troste, an seinen Worten und an seiner Gesellschaft aufgerichtet hatte, wie da langsam immer mehr, immer mehr hinübergeflossen war in seine stürmische, leidenschaftliche Seele von dem sanften Glücke und der stillen Freude ihres schönen Herzens, bis er eines Tages zu seinem Erstaunen bemerkte, daß nicht er, sondern sie vielmehr sein seelischer Erzieher geworden war.

Daß sie ihn liebte mit aller Kraft ihres reinen Herzens, das wußte er schon lange. An jedem Drucke ihrer Hände, an jeder ihm erwiesenen Aufmerksamkeit hatte er es deutlich gemerkt. Und was plötzlich und leidenschaftlich heute hervorgebrochen war aus seinem Herzen bei dem Gedanken, sich von ihr trennen zu sollen, das trug er als ein tiefes Geheimnis schon lange in dem Dunkel seiner Brust und hatte sich immer gescheut, ihm offen und ehrlich in das Gesicht zu sehen, indem er sich mit dem Gedanken tröstete, daß die Zeit noch nicht gekommen sei. Da mit einem Male heute, da man sie ihm entreißen wollte, da sie selber es sagte, daß die Menschen sie zu trennen beabsichtigten, hatte ihn stürmisch das mächtige Gefühl gepackt, daß er nie und nimmer von ihr lassen könne, daß sie beide, das eine mit dem andern, seelisch so innig verwachsen seien, daß ein Leben ferne voneinander nicht mehr zu denken sei.

Da beruhigte er sich endlich bei der Aussicht.

Und auch für ihn schien es ihm dann, sei es gut, sich alles zurechtzulegen, was er zu sagen und zu thun hätte. . . .

An ein Mittagessen war heute nicht zu denken. So entschloß er sich denn, wie er schon manchmal in Fällen seelischer Erregung es gethan hatte, den Mantel umzuhängen und hinauszuwandern, weit vor die Stadt, fern von den Menschen, und in der Einsamkeit, draußen in der schönen Natur, zu Rate zu gehen mit sich, auf daß der Sturm sich lege in seinem Innern, damit die schöne große Harmonie, von der er die ganze Zeit erfüllt gewesen, wieder Einkehr bei ihm halte.

Er klopfte noch einmal an Thildas Zimmer und sagte ihr, daß er ausgehe, daß er aber abends zur bestimmten Stunde da sein werde, um mit ihr zu reden.

Dann stieg er rasch die Treppen hinab und atmete auf, als er die Stadt endlich hinter sich hatte.

* * *

Ein klarer Septembertag empfing draußen auf dem freien Felde den aufgeregten Wanderer. Golden stand die Sonne am hellen Himmel, und leuchtend strahlte ihm das Thal entgegen in dem bunten Kleide des schmückenden Herbstes bis weit hinaus in die neblichte Ferne, wo die Hügel zusammentraten und die Linien des Himmels in den Konturen der Berge verschwammen.

Lange und tief atmete Paul Richter in dieser wunderbaren Umgebung. Eine früher nie empfundene Liebe zu diesem stillen, friedlichen Thale, welches nun das Thal seiner Heimat werden sollte, erfaßte ihn mit einem Male. Freundlich winkte ihm jede Bergspitze zu, freundlich lächelte der silberne Fluß im hellen Glanze der milden Herbstessonne.

„Wie viel Glück, wie viel reines großes Glück barg dieses Thal!" so rief es aber- und abermals in seinem Innern.

Richter war am Fuße eines der niedrigen Hügel angelangt, die vom Flußthale sanft emporstiegen. Langsam kletterte er aufwärts auf dem weichen Moosboden des herrlichen Buchenwaldes, der noch im vollen Schmucke seiner bunter und bunter werdenden Blätter prangte. Auf halber Höhe machte er Halt und blickte hinab in das Thal. Aus den zu seinen Füßen sich ausbreitenden Häusern des Städtchens tauchte Thildas Wohnung vor seinen Blicken empor. Eine heilige Andacht kam über ihn, wie er es anblickte, und Thränen traten ihm in die Augen, als sein Blick über die Häuser hinweg den sanften Hügel traf, zu dessen Höhe der Friedhof emporstieg. „Segne Dich der Himmel!" kam es leise von seinen Lippen.

Er ließ sich nieder auf den weichen Moosboden des Waldes und schaute lange auf das seinen Blicken sich darbietende Bild; da stieg auch Thildas Bild empor aus seiner Seele, und freudig schaute sein geistiges Auge zu ihr empor.

Minuten verrannen, eine Viertelstunde kam zu der andern, und immer noch verharrte Paul Richter auf diesem Platze. Jahre, ein halbes Leben zog vorüber vor seinem geistigen Auge, sein Leben, seine Jugend voll von stürmender Leidenschaft, von Wollen und Nichterreichenkönnen, voll bitterer Enttäuschung, voll Zweifel an sich selbst und an andern. Auf einem brausenden Ocean sah er sein Lebensschiff fahren, von brüllenden Wogen hierhin und dorthin geworfen, bis er endlich in weiter Ferne den Hafen winken sah, und am Ufer dieses Hafens stand Thilda und zog das Schifflein langsam ans Land.

Da fuhr er empor aus seiner Träumerei; er breitete die Arme aus, als ob er jemand umpfangen und an sich pressen wollte. . . .

Jetzt war genug geträumt, jetzt mußte überlegt und dann gehandelt werden.

Wie kam es nur, daß er sich so stille und selbstverständlich hineingeträumt hatte in diese Lage, daß ihm niemals der Gedanke gekommen war, daß es jemals anders werden könnte? Wie viel Herzeleid, wie viel Kummer hätte er ihr ersparen können, wenn er gleich nachgedacht, wenn er gleich gehandelt hätte! Aber das war es ja gerade: er selbst war sich erst heute völlig darüber klar geworden, und als man sie ihm nehmen, als die Menschen ihm sein bischen Glück entreißen wollten, da hatte es sich aufgebäumt in seinem Herzen, da hatte er das Glück an sich reißen und halten müssen mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, da hätte er es gegen eine Welt verteidigt und hätte der Welt zugerufen: „Sie ist mein, mein auf ewig, weil wir uns zusammen das Lebensglück erlitten haben!"

Nein, es war kein Sturm gewesen, der mächtig brausend über sein Herz gekommen; keine lohende, züngelnde, alles verzehrende Flamme hatte die Leidenschaft beim ersten Anblick des Weibes angezündet in seinem Herzen; wie eine stille, blüten- und früchtetragende, schattengewährende Pflanze war die Liebe aufgegangen in seiner Seele und grünte und blühte in seinem Innern. Frieden, Frieden und Glück, das war das, was für ihn ausging von Thildas ruhigem, großem Gemüte, Frieden und Glück, das war das, was er immer gesucht hatte. Die alte Heimat, die hastende Großstadt mit ihrem mannigfachen Leben und Treiben, sie war versunken in einem tiefen Meere des Vergessens, nachdem Thildas Haus ihm zur Heimat geworden, nachdem sie ihm einen Platz in ihrer Seele eingeräumt hatte. Groß und gut stieg das Bild der Freundin empor vor seinem geistigen Auge. Freudespendend stand sie vor seiner Seele, vor der Seele aus dem freudelosen Hause, freudespendend trotz all des Unglücks, das sie selber erlitten hatte.

„Sie haben auch etwas von dieser Freude an sich, Fräulein Thilda," hatte er am Weihnachtsabend zu ihr gesagt und dachte jetzt dieser Worte. Er erinnerte sich genau an den Ort und die Stunde, da er dieselben an sie gerichtet hatte, ebensogut wie an den Nachsatz, den er hinzugefügt: „sonst wären Sie nicht auf die Idee gekommen, das Bäumchen für mich zu putzen." Nun war ihm alles klar: schon damals hatte sie ihn geliebt, und „Thilda! ach Thilda," rief es in seinem Herzen, „wie groß und gut bist Du!" Noch heute mußte alles klar zwischen ihnen werden; niemals, niemals wieder wollte er sich von Thilda trennen. Was sie sich gegenseitig waren, das wußte niemand, das brauchte keiner zu wissen. Er hatte viel gekämpft, sie hatte viel gelitten, und deshalb wollte er sie auf den Händen tragen ihr Lebenlang. Mit diesem Gelübde erhob er sich und trat den Rückweg nach der Stadt an.

Er mußte lang und weit draußen gewesen sein. Als er die Stadt wieder erreichte, dunkelte es schon; die Gaslaternen brannten bereits. Endlich stand er vor ihrem Hause. Langsam stieg er die Treppen hinauf. Sie hatte seine Schritte gehört; auf dem Vorplatz kam sie ihm ruhig wie immer entgegen und reichte ihm die Hand. Ohne ein Wort zu sprechen führte sie ihn in das Zimmer, wo sie alles wie früher zu ihren Leseabenden zurechtgemacht hatte. Endlich nahm er das Wort: „Ich habe Dich heute mittag erschreckt, Thilda," sagte er mit sanfter Stimme; „verzeihe mir: es ist wie ein Sturm über mich gekommen, daß ich Dich niemals verlassen kann. Ich konnte nicht anders."

Sie ließ ihm ihre Hand, die er erfaßt hatte, und blickte ihn lange fragend an.

„Thilda," fuhr er fort, „ich habe mir alles reiflich überlegt. Wir gehören zu einander für immer und ewig."

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Ein Schauer lief durch seine Glieder.

„Thilda, Du kannst nichts dagegen anführen, Thilda! Oder liebst Du mich nicht?“

Da neigte sie sich zu ihm und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen.

„Bester, Liebster,“ antwortete sie, „ich liebe Dich, wie ich noch keinen Menschen auf dieser Erde geliebt habe. Deshalb glaubte ich, es bräche mir das Herz, als mich die Menschen von Dir trennen wollten. Allein hast Du bedacht: Du stehst auf der Höhe des Lebens, Dir steht die Welt offen, und ich, ich bin herabgestiegen von der Höhe, ein Rest von dem, was ich war, mit all der großen Liebe, mit all dem Durst nach Glück in meinem Herzen!“

„Rede nicht so, Thilda,“ sagte er ernst. „Ich bin kein Kind mehr. Erinnerst Du Dich, wie ich Dir meine Geschichte erzählt habe und Du mir die Deine?“

Sie nickte bejahend.

„Damals kam es wie ein loderndes Feuer über mich und brannte und brannte, daß ich schließlich mein ganzes Inneres verkohlt glaubte. Heimat, Eltern, Frieden und Glück, alles hatte es mit verbrannt.... Da kamst Du; Du träufeltest den lindernden Balsam in meine Seele, Du hast mir die Heimat wiedergeschenkt, Thilda!“

Ein seliges Lächeln glitt um ihre feinen Lippen; dann antwortete sie: „Ich habe mich Dir ganz gegeben, Paul; alles, was ich hatte; es ist wenig, aber es ist alles, das glaube Du mir. Das bischen, was ich aus dem Leben gerettet habe, meinen ganzen Glauben und meine ganze Liebe, Du hast mir in reichem Maße dafür gedankt. Was sollen Deine Eltern sagen, wenn ich mehr von Dir verlangen sollte? Du gehörst der Welt und Deiner Zukunft.“

„Zukunft?“ lachte er bitter; „als ob die Zukunft ohne Dich einen Wert für mich haben könnte? Meine Eltern? Bin ich ihnen jemals etwas gewesen, etwas anderes als eine Last, von der befreit zu sein sie außerordentlich froh zu sein scheinen? Nein, Thilda, sie haben bislang Glück und Unglück ohne mich getragen; sie werden es auch künftighin ohne uns tragen können. Du bist mein, Thilda, für alle Zeit bist Du mein!“

Da schlug sie die Arme um seinen Hals und weinte an seinem Herzen heiße Thränen.

„Willst Du nicht, Thilda?“ fragte er bange.

„Ich will, Paul, ja ich will! Sei mir nicht böse, daß ich Dir nicht jubelnd an den Hals fliege, Paul. Es ist so schwer, an das Glück zu glauben, wenn man so einsam und so unglücklich geworden. Endlich, endlich ist es ja doch gekommen! Ich kann es nicht fassen und nicht glauben, daß es auch zu mir noch einmal kommen sollte, das Glück, das schöne, gute, große Glück.“

Weinend lag sie lange an seinem Halse. Er hatte sie näher an sich gezogen, und ihre Hände in den seinen haltend sagte er leise: „Armes, gutes, bestes Kind, wie unendlich viel mußt Du gelitten haben, daß Du an das Glück nicht mehr glauben willst! Und doch bist Du es, die mir das Glück gebracht hat. Siehst Du, alles habe ich hier gefunden, Eltern, Heimat, Liebe, Frieden und Glück, alles in Dir vereinigt, so daß ich es immer fahren lasse.“

Sie drückte sich an ihn. Es war, als ob sie Schutz suchte in seinen Armen, und leise erzählte sie ihm: „Die Mutter hat es einmal gesagt, Paul — Du wohntest schon bei uns — da wir beide ganz allein waren, die Mutter und ich, als ich ihr die Kissen zur Nachtruhe zurechtlegte, da sagte sie: Thilda, der liebe Gott hat Dir noch ein großes Glück aufgespart, weil Du so gut gegen mich bist. Damals habe ich an Dich gedacht, als die Mutter das sagte; es ist schon lange her, fast zwei Jahre; so lange habe ich Dich in meinem Herzen getragen, Paul, mein Paul!“

Er konnte ihr kein Wort erwidern; sein Herz war übervoll, aber die Worte kamen nicht auf seine Lippen.

Sie aber fuhr ruhig fort: „Du mußt Geduld mit mir haben, Paul. Auch an das Glück, an das unfaßbare große Glück muß sich das Herz erst gewöhnen, wie man die Pflanze, die lange im Dunkeln gestanden hat, erst an das Sonnenlicht gewöhnen muß. Willst Du Geduld mit mir haben, Paul?“

Er schloß ihr den Mund mit einem Kusse; dann sagte er: „Die Pflanze wird sich bald an den Sonnenschein gewöhnen, Thilda; glaubst Du nicht auch?“

Da fiel ihr ein, daß es dunkel geworden im Zimmer. Sie sagte: „Wir müssen uns trennen, mein Lieber; die Menschen, die uns zusammengeführt haben, ohne daß sie es wollten, könnten auf unser Glück wieder neidisch sein.“

Er folgte ihr. An der Thür flüsterte sie ihm noch einmal ins Ohr: „Ich will Dich glücklich machen, Engel, so glücklich, wie nur ein Mensch den andern machen kann. Aber jetzt laß mich, damit ich mich hineinfinde und hineindenke....“

* * *

Ihr erster gemeinsamer Ausgang am folgenden Tage galt dem Grabe der Mutter. Ganz feierlich war es den beiden zu Mute, als sie die Stadt hinter sich hatten und, den Blicken der Neugierigen entzogen, die einsame Straße nach dem Gottesacker hinauswallten. Sie stützte sich fest auf seinen starken Arm. Langsam folgten sie der Allee, die hinter dem Thore des Friedhofes ihren Anfang nahm und die Thilda so oft allein oder in Käthchens Begleitung zurückgelegt hatte. Sie stiegen die wenigen Stufen zu der ersten Terrasse empor, und bald standen sie vor den zwei einfachen Marmorplatten, die die Namen des Bruders und der Mutter trugen und zwischen denen der Monatsrosenstock noch in schöner Blüte stand.

Paul hatte den Arm um Thildas Schulter geschlungen und blickte ernst zu Boden, indessen heiße Thränen über ihre Wangen herabrannen.

„Wir wollen gute Freunde sein und bleiben, Thilda, unser Leben lang,“ sagte er leise. „Weißt Du noch, wie ich Deiner Mutter dieses Versprechen gegeben habe? Jetzt will, jetzt kann ich es halten.“

Leise drückte sie sich an ihn.

„Der Rosenstock ist schön aufgegangen, Paul,“ meinte sie dann; „ich habe ihn auch den ganzen Sommer gut gepflegt.“

„Willst Du auch die andern Gräber sehen, Paul?“ fragte sie nach einer Weile, „das Grab des Vaters und die der Schwestern?“

Er folgte ihr. Sie übernahm stumm die Leitung, vor jedem Kreuze stehen bleibend und leise mit der Hand nach demselben deutend. Dann fiel sie ihm um den Hals mit den Worten: „Nein, jetzt bin ich nicht mehr allein, Paul, jetzt nicht mehr!“

Er küßte die Thränen aus ihren Augen. Sie gingen und stiegen jetzt hinauf zu seinem Lieblingsplatze, wo er so oft einsam und traumverloren hinab in das schöne Land, hinaus in die wunderbare Gegend geschaut hatte, zur Terrasse vor der hohen Kirche mit dem schiefen Turme.

Die großen Platanen droben prangten noch im vollen Grün. Als sie an dieser seiner Lieblingsstelle angelangt waren, neigte sich hinter den westlichen Hügeln die Sonne zum Untergang. Wie eine Feuerkugel stand sie an dem abendblauen Himmel und ergoß ihr rotes Licht über die höchsten Punkte der Hügel, indes das Thal sich schon allmählich in schwarze Dämmerung hüllte.

„Wie schön!“ rief Thilda, „wie herrlich schön! Mir ist, als wenn ich es noch niemals in solcher Schönheit gesehen hätte.“

Er antwortete nichts. Tief versunken in dem sich ihm darbietenden Anblick stand er vorgebeugten Hauptes und verfolgte das Silberband des Stromes, das sich fern im Süden zwischen den Hügeln verlor.

Nach einer Weile sagte er: „Ich habe mir überlegt, Thilda, wie es am besten sein möchte. Am Samstag beginnen die Herbstferien. Ein alter Freund, der ganz in der Nähe auf dem Lande Pfarrer ist, hat mich schon lange eingeladen; dorthin werde ich gehen, damit die braven Leute hier ihre Mäuler halten können. In dieser Zeit werde ich die nötigen Formalitäten erfüllen und mir dann noch drei Wochen Urlaub zu unserer Reise geben lassen.“

„Mach alles so, wie Du es für gut hältst, Liebster, so wird es schon das beste sein,“ erwiderte sie ihm leise.

Wieder schwiegen sie eine Weile. Die Herzen waren so voll und das Reden kam ihnen schwer an. Endlich sagte er: „Siehst Du, dort hinaus und ...“ Er deutete mit der Hand nach Süden, wo eben die letzten Hügel des Thales im Schwarz der heranziehenden Nacht verschwammen. „Siehst Du, dort hinaus ist immer mein Sehnen gegangen und dieses Sehnen soll jetzt gestillt werden. Träumend stand ich oft gelehnt an der Brüstung und folgte mit den Augen dem Zuge, der sich dampfend und brausend zwischen dem Hügel hindurchdrängte. Dort hinaus, ganz fern liegen die Alpen — die wollen wir übersteigen, denn hinter ihnen liegt ein Land voll Glück und voll Sonne. Dort wird sich meine liebe, zarte Pflanze an Glück und Sonnenschein gewöhnen können. Das alles wollen wir zusammen sehen und genießen, die Alpen und das blaue Meer, den goldenen Himmel und die großen Städte mit ihren Marmorbildern und ihren Pinienhainen. Nicht wahr, Thilda?“

Mit einem seligen Lächeln sah sie ihn an.

Die Nacht sank in das Thal. Von dem Turme der Kirche schlug die Uhr und mahnte zum Aufbruch.

Sie traten den Heimweg an.

— —

Monate sind dahingegangen. Die Wochen, die Paul und Thilda durch Italien geführt haben, sind verrauscht. Wie ein herrlicher Traum war Bild für Bild, Stadt für Stadt an ihren entzückten Augen vorübergezogen. Paul hatte seine Berufsthätigkeit wieder aufgenommen; die Sehnsucht war gestillt, weil die eine ihm stets nahe war, für die er wirken und arbeiten konnte. Nicht mehr schweifte sein Blick über die Hügel des heimatlichen Thales hinaus; mit Freuden blieb er auf ihnen ruhen, da sie das Liebste schützend umspannt hielten, das er jemals auf dieser Erde besessen.

Eine Schreckensstunde.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt. Von E. Hainberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Eilzug setzte sich in Bewegung; ich hatte mich soeben seelenvergnügt darüber, daß ich das Coupé allein inne hatte, in einer Ecke desselben zurecht gesetzt, denn dieses Alleinsein paßte so recht in meine gegenwärtige Stimmung, konnte ich doch nun in aller Behaglichkeit, durch nichts und von niemanden gestört, meinen Gedanken nachhängen. Und das waren überaus glückliche Gedanken! Ich war sozusagen auf der Brautreise, d. h., ich hatte gestern das Jawort meines künftigen Schwiegervaters, zugleich mit der Einladung, für heute zu einer kleinen Familienfeier mich einzufinden, erhalten und reiste nun mit himmelhoch jauchzendem Herzen, mit schönen Hoffnungen und Plänen für eine selige Zukunft, zu meinem geliebten Mädchen. Während der langweiligen Eisenbahnfahrt wollte ich mein gegenwärtiges und zukünftiges Glück mit allen Reizen einer lebhaft angeregten Phantasie mir ausmalen und ich schwelgte förmlich in dem Vorgefühl der erwarteten Freuden. Die etwa anderthalbstündige Reise würde ein wahrer Freudenrausch für mich sein! Doch da? — Vorbei mit meinem schönen Alleinsein! Mit eiligen Schritten kam noch ein letzter Passagier daher gerannt, stürzte sich geradezu in mein Coupé und ließ sich mir gegenüber nieder. In trotzigem Vorurteil beschloß ich, auch nicht die geringste Notiz von dem neuen Ankömmling zu nehmen. Man hält nicht alle Tage eine Brautreise und deshalb wollte ich mir die meine durch einen Fremden durchaus nicht verkümmern lassen; er sollte jedenfalls nur Luft für mich sein.

Unser Zug fuhr nun bereits eine ganze Weile mit verstärkter Fahrgeschwindigkeit dahin, und mein Reisegefährte, um den ich mich, meinem Vornehmen gemäß, gar nicht bekümmert hatte, hatte ebenfalls mit keinem Wort die zwischen uns herrschende Stille unterbrochen und ich wiegte mich bereits in seligen Zukunftsträumen.

Aus diesen glücklichen Empfindungen wurde ich plötzlich jäh aufgeschreckt. Es war ein häßliches, widerwärtiges Lachen meines Fahrgenossen, was mich aufblicken ließ, ein Lachen, das fast nichts Menschliches an sich hatte! So mögen die Teufel lachen, wenn sie ein armes, schwaches Menschenkind ins Verderben gebracht haben.

Auch das Gesicht des unheimlichen Reisegenossen zeigte in diesem Augenblick nichs Menschliches mehr. Dem Tiger gleich, der zum Sprunge bereit, sein Opfer umlauert, saß er da, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Augen in unheimlicher Glut auf mich gerichtet. Da — nochmals dieses fürchterliche Lachen, so graß, so schauderregend, daß es mir vom Kopf bis in die Fußzehe, wie mit Nadeln gestochen, hinab wirbelte. — Der Mann war wahnsinnig! Ich war so gebannt von dem Plötzlichen, daß ich ihn noch immer fassungslos anstarrte. Reizte das nun seine Wut oder vermutete er in mir einen Feind, denn blitzartig zog er aus seinem Stiefelschafte ein langes Messer heraus, ähnlich wie es die Schlächter im Gebrauche haben und fuchtelte damit in der Luft herum. „Komm mir niemand zu nahe!" rief er, indem er eine drohende Gebärde nach dem offen stehenden Fenster machte. Im nächsten Augenblick würde er sich wohl gegen mich wenden.

Ich erkannte die furchtbare Gefahr, in der ich schwebte, und wußte doch nicht, wie ich es anfangen sollte, den Wahnsinnigen zu beruhigen. Mein einzig Sinnen war darauf gerichtet, die Notleine zu ziehen. Aber wie hätte ich diese erreichen können, ohne den Wahnsinnigen zu berühren? Denn dieser als ob er mein Beginnen ahne, hatte sich da, wo dieselbe sich befand, dicht an die Wand gelehnt und mir so jeden Zugang zu derselben versperrt, dabei war sein Blick abermals scharf auf mich gerichtet. Las er nun in meinen Augen das Entsetzen, welches mich ergriffen, oder ahnte er in mir einen Feind seiner gewiß schwer errungenen Freiheit, denn in demselben



Ein guter Witz. Von C. von Bergen. (Mit Text.)

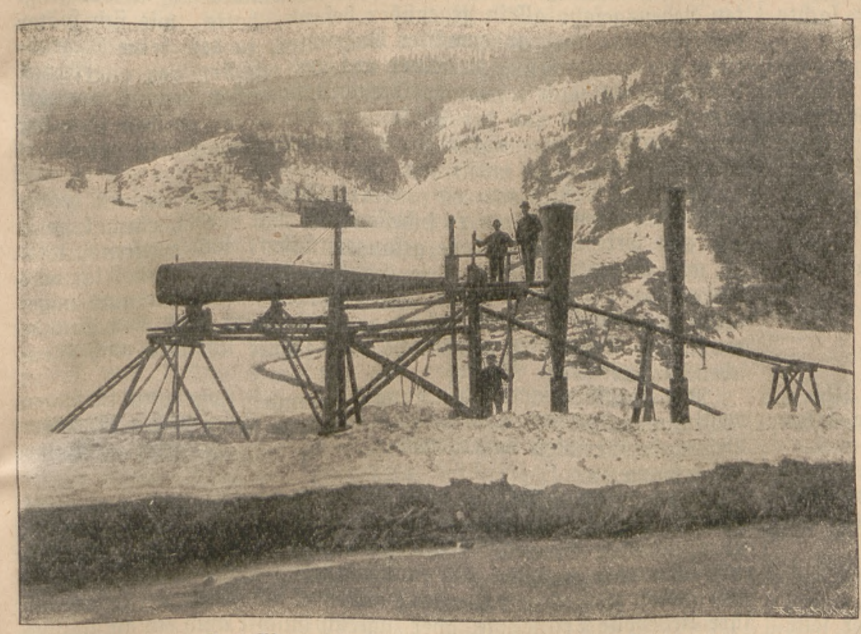
Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.

Augenblicke raunte er mir zu, während seine Augen wild rollten und seine Hand das Messer nach mir zückte: „Bleiben Sie mir fern, hüten Sie sich, mir zu nahe zu kommen!"

„Aber ich will Ihnen ja gar nichts thun, lieber Herr," sagte ich mit möglichst milder Stimme. „Kann ich Ihnen aber in etwas helfen, Sie vielleicht vor etwaigen Verfolgern schützen, so thue ich das gern."

Er sah mich eine Weile düster an, mochte aber dem Frieden nicht trauen, denn hohnlachend entgegnete er gleich: „Sie wollen mich schützen? Ha, ha! Gedungen sind Sie, von meinen Feinden, Sie sollen mich überwachen, sollen mich ihnen in die Hände liefern!"

„Aber, lieber Herr," wagte ich noch einmal einzuwenden, „ich kenne Sie ja gar nicht, wie sollte ich dazu kommen, einen harmlosen Menschen wie Sie, seinen Feinden auszuliefern?"



Das Wetterschießen in Steiermark. (Mit Text.)

Wieder der finstere, schielende Blick seiner Augen, aber dennoch, eine kleine Wirkung schien diese Versicherung doch auf ihn auszuüben, denn er legte das Messer aus seiner Hand, neben sich auf den Sitz. Dann schien ihm etwas anderes einzufallen: „Wohin reisen Sie?" rief er mißtrauisch.

„Nach M. zu meiner Braut, wir feiern heute Verlobung," gab ich froh, auf ein anderes Thema zu kommen, zurück.

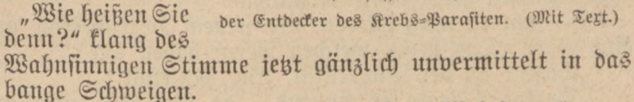
„Zu Ihrer Braut? Nun, da hüten Sie sich, daß man mit dem Wein, den Sie trinken, Sie nicht vergiftet."

„Wer sollte das thun?"

„O, man hat Beispiele! Mich wollte man auch vergiften! — Man hatte das Pulver schon in das Glas geschüttet — aber ich trank nicht — es hat eben jeder seine Neider, die einen gern aus dem Wege räumen möchten! Ist Ihre Braut schön?" fragte er noch.

„Für mich die Schönste!" sagte ich, während Lenas liebliches Gesichtchen vor mir auftauchte. Ach, was war aus meiner so schön projektierten Brautfahrt geworden, vielleicht meine Todesfahrt! Welcher Schmerz würde das holde, liebe Wesen überkommen, wenn sie mein Schicksal erführe! — Aber ich war willens, mein Leben mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Doch dazu war vor allem nötig, daß meine Gedanken nicht abschweiften, daß ich den Mann, der mich im nächsten Augenblick überfallen und überwältigen konnte, mit der Unberechenbarkeit und Kraft des Wahnsinns, nicht aus den Augen ließ. Die Notleine hatte er noch immer nicht freigegeben und auch sonst war keine Aussicht, Hilfe herbei zu schaffen. Die gepolsterten Wände unseres Einzelcoupés dämpften jeden Schall, und jeder Ruf wäre übertönt worden durch das Rollen der Räder und Fauchen der Maschine. Ein trostloser Zustand, in dem mir jede menschliche Hilfe fern war! Und der Wahnsinnige ließ mich nicht aus den Augen, hatte sein Messer abermals ergriffen und schien bereit, jeden Augenblick davon Gebrauch zu machen; die geringste Bewegung von meiner Seite und er wäre aufgesprungen, hätte mich mit tierischer Lust an der Gurgel gepackt, und das fürchterliche Instrument mir in die Brust gebohrt.





Professor Schüller, der Entdecker des Krebs-Parasiten. (Mit Text.)

Mir wurde heiß und kalt unter diesem Wahnsinnsblick. Mein Blut kreiste in wilder Hast und ich marterte mich ab, mit der Frage, was kannst du thun, den Mann wieder auf andere Gedanken zu bringen? Umsonst! Mein Hirn war wie ausgemergelt. — Kein rettender Gedanke wollte mir kommen.

„Wie heißen Sie denn?" klang des Wahnsinnigen Stimme jetzt gänzlich unvermittelt in das bange Schweigen.

Ich nannte meinen Namen, „Kurt Weisdorn."

Er sann eine Weile nach. „Ist das Ihr wirklicher Name?"

„Warum sollte ich einen falschen nennen?"

„Weil Sie ein Spion sind, ich traue Ihnen nicht! Doch —" seine Augen rollten — „hüten Sie sich! Sie sind ein toter Mann, sobald Sie mich berühren!"

Mir kam ein plötzlicher Gedanke. „Ich denke nicht daran, möchte Sie hingegen bitten, mich zu meiner Braut zu begleiten und mit uns Verlobung zu feiern."

„Daß ich ein Narr wäre!" entgegnete er hohnlachend, „damit Sie mich um so leichter beseitigen könnten — ein Pülverchen in ein Glas Wein — na, Sie wissen ja, wie das gemacht wird —"

„Aber, mein Herr —"

„Ich heiße König — ich bin König! Was wollen Sie von mir?" donnerte er mich an.

„Herr König," sagte ich schnell gefaßt, mit einem Ton möglichster Devotion, „es würde meiner Braut und deren Eltern eine große Ehre sein, wenn Sie uns die Gnade Ihrer Gegenwart gewähren wollten."

Zu meinem freudigen Erstaunen schien er ruhiger zu sein.

„Haha!" lachte er noch einmal, doch diesmal mischte sich ein



Das Wetterschießen in Steiermark. (Mit Text.)

vergnüglicher Ton in sein Lachen. „Es könnte vielleicht sein, daß ich Ihnen die Ehre erzeigte, aber —“ seine Stimme klang jetzt unendlich herablassend, „Sie besitzen noch nicht die Hofsprache, mein Lieber, Sie haben wohl noch nie mit Königen verkehrt?“

„In der That nein, Ew. Majestät.“

„Sehen Sie, das merkte ich gleich, doch wir wollen in Gnaden geruhen, das weiter nicht zu bemerken. Aber, Sie wissen, Königen trachtet man stets nach dem Leben, ist es da so verwunderlich, wenn ich für das meine zittere?“

„In der That nicht, Ew. Majestät.“

„Sehen Sie, Sie lernen schon, Ihre Sprache wird besser!“

„Verzeihen, Ew. Majestät — aber die Ueberraschung, die hohe Ehre —“

„Ja, ja, ich glaube es wohl, die Ehre hat nicht jeder,“ lachte er wohlgefällig, „so frank und frei mit Königen zu sprechen.“

„Nein, Ew. Majestät, aber es giebt auch wenig Könige, die so huldvoll und herablassend sind, wie Ew. Majestät.“

Die Anerkennung seiner angemessenen Würde schien ihm offenbar zu schmeicheln. Für den Augenblick wenigstens schien jeder andere Gedanke in den Hintergrund getreten zu sein. „Könntest Du ihn nur auf diesem Gebiet halten,“ dachte ich und quälte abermals mein armes Hirn um einen Gesprächsstoff, diesmal einen solchen, welchen devote Unterthanen mit ihren Herrschern führen dürfen. Doch wieder war mein Kopf wie ausgemergelt, bar jedes einigermaßen geistreichen Gedankens.

Da fuhr er mich wieder mit seinem Herrscherton an: „Was sind Sie? Das heißt, welchen Beruf haben Sie?“

„Dozent an der Universität, Ew. Majestät.“

„Dozent?“ sagte er sinnend, „da sind Sie nicht an Ihrem Platze und es bringt auch nicht viel ein. Was meinen Sie, wenn ich Sie zu meinem Hausminister machte?“

Eben wollte ich tief gerührt für die hohe Gnade danken, als der Wahnsinnige fortfuhr: „Die jetzigen taugen alle nichts, nein, keiner, keiner! Alle trachten mir nach dem Leben, möchten am liebsten selbst König sein!“

„Da thäte Ew. Majestät wirklich ein treuer, aufrichtiger Diener not;“ riet ich.

„Ja,“ erwiderte er zustimmend, „und Sie sollen dieser sein. Aber hüten Sie sich, ein falsches Spiel mit mir zu treiben! Der Galgen wäre Ihnen gewiß. Ich will nämlich das Aufhängen wieder einführen, die Menschen sind nichts anderes wert! Aber,“ rief er mit einemmal aufspringend und wild um sich blickend, „diese Eisenbahnfahrt nimmt ja gar kein Ende! Das ist wieder so eine Intrigue! Unterdes nehmen sie mir meinen Thron fort und setzen sich selbst darauf!“

„Ew. Majestät haben recht, beeilte ich mich zuzustimmen. „Der Zug fährt viel zu lange! Erlauben Ew. Majestät huldvollst, daß ich das Signal zum Halten des Zuges gebe.“

Er nickte mir Gewährung, meine Sprache schmeichelte ihm offenbar. Ich aber hatte ohne Säumen die Notleine gezogen, mit einer Heftigkeit, als stände die ganze Welt in Flammen.

„Ah,“ sagte er besänftigt, als der Zug jetzt in eine langsamere Fahrt überging, „man respektiert meinen Willen.“

„Gewiß, Ew. Majestät. Auch das Volk wird gleich herbei eilen, Ew. Majestät seine Huldigung zu Füßen zu legen.“

Er richtete sich stolz und würdevoll empor, er war bereit, sein Volk zu empfangen. Und wirklich, in diesem Augenblick wurde es bereits lebhaft, obgleich der Zug noch nicht völlig still stand, eilten doch bereits mehrere Beamte herbei, gefolgt von einem Schwarm Neugieriger, die alle gespannt waren, zu erfahren, weshalb der Zug mitten im freien Felde zum Stillstand gebracht wurde. —

Der Zugführer war der erste, welcher die Coupéthüre aufriß. „Was geht hier vor?“ fragte er unwirsch. Der erste Ueberblick schien ihm anzudeuten, daß hier nichts Ungewöhnliches stattgefunden hatte.

„Was hier vorgeht?“ sagte da aber mein unheimlicher Reisegefährte mit hoheitsvoller Stimme. „Der König hat befohlen und der Zug hat zu halten, damit er seinen Thron schützen kann, den seine Feinde ihm zu entreißen streben. Lassen Sie das Volk zur Seite treten, der König will seinen Weg zu Fuß und allein antreten, nur mein Hausminister mag mir folgen,“ damit machte er eine winkende Bewegung nach mir hin.“

Der Beamte sah mich fragend an; ich nickte ihm verständnisvoll zu, eine gebieterische Bewegung nach der sich immer mehr anstauenden Menge und die Passagiere wichen zur Seite, während zwei handfeste Männer sich zu beiden Seiten der Coupéthür aufstellten.

„Wollen Ew. Majestät jetzt geruhen auszusteigen, das Volk ist zur Seite getreten, der Weg ist frei,“ sagte ich, in meinen bisherigen devoten Ton zurückfallend.

Mit stolz erhobenem Haupte trat er die paar Stufen hinab auf den Bahnsteig, um hier von den beiden Männern sofort fest an beiden Armen gepackt und dann gefesselt und in Begleitung der beiden in das Coupé zurückgebracht zu werden.

Ein rasender Wutschrei war die Antwort des Ueberlisteten, der sich eben noch im Besitze aller königlichen Ehren und Würden geträumt hatte und nun plötzlich aus all seinen schönen Wahnbildern gerissen wurde. Seine Verzweiflung und seine Wut war herzerschütternd.

Es ist etwas grenzenlos Trauriges um einen zerrütteten Geist. Ich hörte einmal den Ausspruch einer Mutter, die das Unglück hatte, ihren begabten, hoffnungsvollen Sohn in ewige, geistige Nacht versinken zu sehen. „Ach, der Tod ist das Härteste nicht, dies Elend ist tausendmal härter!“ Ich konnte ihr schon damals nur tief erschütterten Herzens zustimmen und mußte heute diesen Ausspruch in tiefinnigem Mitgefühl wiederholen.

Der arme Unglückliche, dem ich mich stundenlang in der größten Lebensgefahr allein gegenüber befand, hatte, wie sich später herausstellte, einen unbewachten Augenblick, in dem seine Angehörigen die Vorbereitung zu seiner auf den nächsten Tag angesetzten Ueberführung nach der Landesirrenanstalt trafen, benutzt, um mit dem Raffinement und der Schlauheit, die beides solchen Kranken in halblichten Augenblicken zur Verfügung steht, seinen vermeintlichen Verfolgern zu entfliehen.

Ich aber bestieg nun ein anderes Coupé. Mit meiner rosenfarbenen Träumerei war es indessen auch jetzt vorbei, einmal, weil mir das Erlebte alle Sinne gefangen nahm, und zweitens, weil ich nun von Fragen über mein Erlebnis bestürmt wurde; ich war diesmal in ein voll besetztes Coupé geraten, was mir auch angesichts des Erlebten ganz recht war. Ich hatte über eine Stunde mit einem Verrückten zugebracht, nun sehnte ich mich nach Menschen mit gesunden Sinnen.

Mit halbstündiger Verspätung fuhr unser Zug dann in seinen Bestimmungsort ein, wo meine Braut und deren Vater in großer Besorgnis über diese außergewöhnliche Verspätung, mich am Bahnhof erwarteten.

Ich war überglücklich, mein geliebtes Mädchen in meine Arme schließen zu können, dennoch hatte die stundenlang angesammelte Erregung ihre Spuren bei mir hinterlassen. Man drang in mich und ich mußte erzählen und fand natürlich allgemeines Bedauern und manch zärtlich-gefühlvoller Handdruck meiner Braut zeigte mir ihre liebevolle Teilnahme, aber zugleich huschte auch ein amüsantes Lächeln über ihr liebes Gesicht, als ich ihr über mein schnelles Eingehen auf die Wahnvorstellung des Unglücklichen berichtete.

„Es war meine einzige Rettung,“ erwiderte ich, „ohne das rasche Eingehen auf diesen Wahn hätte er mich sicherlich für einen Verfolger gehalten, dem er mit dem Messer zu Leibe gehen müsse.“

„Armer, lieber Rudolf!“ sagte mein Bräutchen da in einem Tone, der mich all das Schaudervolle der letzten Stunden vergessen machte und einen Himmel voll Glück auf mich niedersinken ließ.

Die Kaiserin und der Klavierstimmer.

Bevor Napoleon I. den Feldzug in Spanien begann, der der regierenden Familie der Bourbons, respektive der Herrschaft des einfältigen und energielosen Königs Karl IV. ein jähes Ende bereitete, hielt er sich längere Zeit in der Grenzfestung Bayonne auf, wo er an der Seite seiner Gemahlin sonnige und lebensfrohe Stunden verträumte. Napoleon erreichte Bayonne am 14. April 1808, und Josephine kam 14 Tage später von Bordeaux zu ihm. Sie bewohnten das eine halbe Meile von Bayonne entfernte Schlößchen Château de Marrac, das gegenwärtig einer Ruine gleicht, nachdem es im Jahre 1825 durch einen Brand gänzlich zerstört wurde.

Kein Tag verstrich, ohne daß beide einen Gang durch die Straßen und über das Glacis machten; manchmal stieg man zu Pferde oder fuhr in einer offenen Kalesche aus, begleitet von einem glänzenden Stabe und einer Husareneskorte. Der Kaiser wählte vielfach ganz entlegene Straßen und Wege, indem er jedesmal einen anderen Rückweg einschlug. Das Dorf Poucau am rechten Adourufer, eine kleine Meile von der Stadt entfernt, war Josephinens beliebtestes Ausflugsziel. Hier war es, wo der gewaltige Schlachtenlenker mit ihr wie ein Schulknabe in den Freistunden sich erlustigte, indem beide zwischen den Dünen Verstecken spielten, oder indem er bei der Ebbe sie in den See jagte, so daß sie oft bis zu den Knieen im Wasser watete, und dies alles gar häufig in Gegenwart der am Strande beschäftigten Fischer und Weiber des Ortes, die sich höchlichst darüber amüsirten. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß dieser eiserne Monarch, während er sich mit solchen unschuldigen Spielen vergnügte, gleichzeitig Könige absetzte und namenloses Elend über die spanische Nation heraufbeschwor.

In Biarritz, wohin das Herrscherpaar ebenfalls Ausflüge unternahm, befindet sich die sogenannte „Höhle der Liebenden“, worin der Sage nach ein Liebespaar von der Meeresflut überrascht und ertränkt worden war. Diese Grotte wurde oft von dem Herrscherpaare besucht, sobald die Ebbe es erlaubte, und sie mögen dort

im Angesicht des unendlichen Oceans manche romantische Stunde verlebt haben. Ein Augenzeuge, der Leutnant Nigolewski von der polnischen Leibeskadron der kaiserlichen Garde, erzählt, daß der Kaiser zu Zeiten Josephinens kleine Atlasschuhe, während sie draußen im Wasser umherplätscherte, hinter einen Sandhügel versteckte und dieselben nicht eher zu ihr brachte, bis sie den ganzen Weg vom Strande bis zur vierspännigen Karosse barfüßig zurückgelegt hatte; ihre Scheltworte und Fächerschläge machten ihm dann das größte Vergnügen. Die Eskorte bildete unterdessen einen Halbkreis, um jede unbefugte Annäherung fern zu halten. —

Eine hübsche Anekdote stammt aus jener romantischen und idyllischen Zeit: Ein Klavier in dem Musiksaale des Schlosses von Chateau de Marrac mußte neu gestimmt werden und der einzige Klavierstimmer zu Bayonne wurde gerufen. Während der Mann mit dem Instrument beschäftigt war, trat Josephine in einfacher Toilette in den Saal. Neugierig wie sie war, sah sie der Arbeit des jungen Mannes mit sichtlichem Interesse zu, indem sie sich mit den Ellbogen auf den Deckel stützte und ein Gespräch über die Art der Reparatur mit dem Handwerker anknüpfte, welcher weit entfernt war, in ihr die Kaiserin zu vermuten. Allmählich nahm die Unterhaltung eine wärmere Tonart an und der galante Arbeiter, der von den Reizen der Anwesenden, in der er eine Kammerjungfer vermutete, gefesselt war, wurde nicht müde in Komplimenten an die Adresse seiner schönen Nachbarin, aus welcher er vielleicht im stillen seine Braut zu machen gedachte. Beseelt von diesem Gedanken und ermutigt durch das kokette Lachen Josephinens, ging er so weit, die Kaiserin zu umarmen; in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers und der Kaiser, gestiefelt und gespornt, von einem Ritte heimkehrend, erschien auf der Schwelle. Mit einem Blicke übersah er die Situation und brach, gerade gut gelaunt, in ein helles Gelächter aus, worin Josephine einstimmte, während der Klavierstimmer, tödlich erschrocken, in ein paar Sätzen zur Thür hinaus- und durch den langen Korridor davonsprang. Da er seine Instrumente und seinen Strohhut zurückgelassen hatte, so eilte die gutherzige Josephine auf den Balkon, um — wer sollte es glauben? — den Flüchtling zurückzurufen, leider vergebens. Man war genötigt, dieselben nebst einem sehr reichlich bemessenen Arbeitslohn in seine Wohnung zu senden. Die Nachkommen des jungen Mannes leben noch heute in Bayonne und erzählen jedem, der es hören will, das Zusammentreffen ihres Urgroßvaters mit der Kaiserin Josephine.

Karl Staubach.

Haustrunk aus reifem oder unreifem (abgefallenem) Obst und aus Traubentrestern.

Will man aus wenig Obst viel Obstwein für den Hausgebrauch machen, so verfährt man auf folgende Weise: Das gut gemahlene oder zerquetschte Obst (zum Beispiel 150 Kilogramm) wird mit Wasser (1 Hektoliter) gemischt, unter öfterem Durcharbeiten und Wiederzudecken vier Tage stehen gelassen und dann gekeltert. Die Trester werden jetzt mit Wasser (50 Liter) gemischt, zwei Tage stehen gelassen und wieder gekeltert. Es ist sehr gut, wenn man einen Senkboden verwendet, der auf die Mischung gelegt und so beschwert wird, daß er in der Flüssigkeit bleibt. Die Flüssigkeiten werden gemischt und nach Zusatz von 10 Kilogramm Zucker und 20 Gramm Salmiak auf den Hektoliter behandelt, wie anderer Most. Je unreifer das Obst ist, um so mehr braucht man Zucker. Unterläßt man es, Salmiak hinzuzusetzen, so findet die weingeistige Gährung zu langsam statt oder sie hört auf und ein Teil des Zuckers geht in Schleim statt in Weingeist über. Wird der Wein zu wenig sauer, so setzt man auf den Hektoliter 100 bis 150 Gramm Weinsäure zu. Statt des Zuckers kann man auch große oder kleine Rosinen verwenden. Dieselben werden 24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht, dann gemahlen, mit dem Obst ausgepreßt und wieder mit Wasser übergossen. Ein Meter-Centner gute Rosinen entspricht etwa 60 Kilogramm Zucker.

Wenn man aus Traubentrestern einen Haustrunk herstellen will, so ist vor allem darauf zu achten, daß dieselben möglichst frisch verwendet und durch öfteres Umrühren oder durch Senkböden in der Flüssigkeit gehalten werden. Am besten füllt man das Wasser schon vorher ein, wirft die nicht zu stark ausgepreßten Trester hinein, legt einen Senkboden darauf, beschwert diesen mit Granit-, Gneis- oder Sand- (nicht Kalk-) Steinen und bringt den zu verwendenden Zucker darauf. Sobald der Zucker gelöst ist, hebt man den Senkboden weg, rührt gut um, bedeckt wieder mit letzterem und preßt nach drei bis vier Tagen ab. Verwendet man keinen Senkboden, so muß man so oft umrühren, daß die Trester in der Flüssigkeit untergetaucht bleiben; sobald sie sich in die Höhe heben (einen Hut bilden) entsteht Essigsäure. Auf den Hektoliter Wasser verwendet man 10 bis 12 Kilogramm Zucker oder 16—20 Kilogramm Rosinen, die vorher einzuweichen und zu mahlen sind, wie oben angegeben ist. Hält man die Trester nicht in der Flüssigkeit oder verwendet man zu wenig Zucker, so erhält man kein gutes und ein wenig haltbares Getränk.

(Landw. Wochenblatt für Baden.)



Das Ole Bull-Denkmal in Bergen. In der norwegischen Stadt Bergen, wo Ole Bull am 5. Februar 1810 das Licht der Welt erblickte, ist dem berühmten Geiger kürzlich ein Denkmal errichtet worden, dessen Kosten durch eine Sammlung aufgebracht sind, zu welcher Norweger in allen Erdteilen beigetragen haben. Ein Werk des Bildhauers Professor Stephan Sinding in Kopenhagen, stellt das Denkmal den großen Virtuosen in einer Haltung dar, als ob er eben eine seiner hinreißenden Melodien spielte. Zu seinen Füßen gewahrt man Nokken, den sagenhaften Wassergeist, die Harfe schlagend; die schwermütigen Weisen scheint der Meister auf seinem Instrument wiederzugeben.

Fürst Hohenlohe †. Im Alter von 82 Jahren ist der ehemalige Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst anfangs Juli in Ragaz gestorben. Er ist geboren den 31. März 1819 als Sohn des Fürsten Joseph (gest. 1841) und der Fürstin Konstanze, geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, studierte in Göttingen, Heidelberg und Bonn die Rechte, trat 1842 als Auskultator zu Ehrenbreitstein in den preußischen Staatsdienst, wurde Referendar zu Potsdam und Assessor zu Breslau. Die Verwaltung der Herrschaft Schillingsfürst, welche ihm zugefallen war, übernahm er 1846 und trat nun als Standesherr in den bayrischen Reichsrat ein. Im Jahr 1849 ging er als Reichsgesandter nach Paris. Von 1866—1870 war er bayr. Ministerpräsident, 1871 Mitglied des Reichstags, 1874 deutscher Botschafter in Paris, 1885 Statthalter von Elsaß-Lothringen. Ende Oktober 1894 wurde er nach Caprivis Entlassung zum Reichskanzler und Präsidenten des preußischen Staatsministeriums ernannt, von welchem Posten er aber im vorigen Jahre zurücktrat.

Ein guter Witz. Für die Annemirl ist es jedesmal ein Feiertag, wenn von ihrem Schatz, der bei den schweren Reitern in München in Garnison liegt, ein Brief ankommt. Die ersten Herzensgrüße waren wohl nicht besonders heiter abgefaßt, denn das Heimweh nach den Bergen von Partenkirchen und die Sehnsucht nach der blauäugigen Annemirl waren zu groß und guckten aus jedem geschriebenen Wort heraus. Heute ist das allerdings anders geworden. In wenigen Wochen ist seine Militärzeit um, und dann ist er wieder daheim und bei seiner Braut. Heute erzählt er ihr in seinem Briefe in ausgelassenem Humor allerlei lustige Schnurren, an denen es im Soldatenleben nicht mangelt. Sein Brief kommt vom Manöverfelde und gar lustig schildert er darin seine Einquartierung in einem fränkischen Bauernhof, wobei sich allerhand kleine Abenteuer und lustige Episoden abspielten. Ja, gar lustig ist's Soldatenleben!

Das Wetterschießen in Steiermark. Das Wetterschießen, d. h. der Versuch, durch Böllerschüsse drohende Hagelwetter zu zerstreuen, ist in Steiermark eine alte, tief eingewurzelte Sitte. Trotz mannigfacher Dagegen, sowohl unter der Kaiserin Maria Theresia, wie auch in neuerer Zeit, selbst noch im Jahre 1875, ergangener Verbote hat man namentlich in Untersteiermark von dem alten Herkommen nicht lassen wollen. Seit den Versuchen, die Bürgermeister Stiger von Windisch-Feistritz vom Jahre 1896 an mit neuen, von ihm erfundenen Schießapparaten vorgenommen, hat man in den weitesten Kreisen dem Wetterschießen seine Aufmerksamkeit zugewandt, und es hat sogar das österreichische Reichskriegsministerium vor einiger Zeit eine eigene Kommission entsandt, um an Ort und Stelle den eigenartigen Versuchen beizuwohnen. Der Apparat, dessen man sich jetzt bedient, besteht im wesentlichen aus einem 2 Meter hohen, aus 2 Millimeter starkem Eisenblech angefertigten, an der oberen Oeffnung 79, an der unteren 20 Centimeter weiten Trichter, der auf einen aus starkem Eichenholz angefertigten Klotz aufgeschraubt ist. Das Innere des Klotzes ist ausgehöhlt, so daß in dasselbe auf Schienen ein Mörser eingeführt werden kann. Die Wirkung der aus diesem Apparat abgegebenen Schüsse besteht in der Erzeugung von Luftwirbeln, die vertikal aufsteigend sich bis zu beträchtlicher Höhe verbreiten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wetterwolken von diesen Luftwirbeln stark beinflußt werden. Thatsächlich ist in den Gegenden, wo das Wetterschießen aufgenommen und konsequent durchgeführt worden ist, bis heute kein Hagelschaden mehr vorgekommen. Die staunenswerte Energie der durch die Stiger'schen Wetterkanonen erzeugten Luftwirbel zeigte sich namentlich bei Schüssen, die versuchsweise mit horizontal gerichtetem Geschütz abgegeben wurden. Es war eine Reihe eigenartiger Scheiben in 40, 60, 80 und 100 Meter Entfernung aufgestellt worden. Wo die ringelnden Wirbel diese Scheiben trafen, warfen sie die aufgestellten Stangen mit den sie beschwerenden Leinwandlappen herab, zerrissen die aus dickem Papier (mit einem Zerreißungswiderstande von 12 Kilogramm) gefertigten Scheiben, rissen angenagelte Leisten los, ja brachen 3 Centimeter breite und 1,5 Meter hohe Leisten entzwei und schleuderten die Bruchstücke weit auseinander, einmal 18 Meter weit. In dieser mechanischen Kraft des Luftwirbels ist jedenfalls eine Energie gefunden, welche die Möglichkeit darbietet, eine Ursache für die Beeinflussung des Hagelbildungsprozesses abzugeben. In neuerer Zeit wird der Konstruktion der Wetterkanonen mehr Aufmerksamkeit zugewendet, so wurden dieses Frühjahr in Meilen am Zürichsee Schießproben mit einer Wetterkanone nach System Häny gemacht. Dieselbe besteht aus einem Trichter von 4 Meter Höhe, einem Untergestell, in welchem zwei um eine horizontale Welle drehbare Geschützläufe gelagert sind.

Professor Max Schüller. Wir zeigen unseren Lesern heute das Bild des durch seine Krebsforschungen bereits bekannten Berliner Chirurgen Professor Schüller, dem jetzt nach seinen eigenen Erklärungen die Entdeckung des Krebsparasiten gelungen ist. Hoffentlich glückt es nun weiteren Forschungen, auch die Mittel zur sicheren Bekämpfung dieses verheerenden Krankheitserregers zu finden, denn das ist ja doch schließlich die Hauptsache. Professor Max Schüller wurde am 4. Januar 1843 in einem thüringischen Pfarrhause geboren.

Dr. Karl Attenhofer. Am 9. Juni wurde in der Stadt Zürich ein seltenes Doppeljubiläum gefeiert. Der auch bei den Sangesfreunden in Deutschland und Oesterreich vorteilhaft bekannte „Männerchor Zürich“ feierte an diesem Tage das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens, und gleichzeitig ward auch die 35jährige Dirigententhätigkeit seines Direktors Dr. Karl Attenhofer feierlich begangen. Attenhofer ist heute unstreitig der populärste schweizerische Komponist, und viele seiner frischen, melodiösen Lieder und Chöre haben ihren Weg gefunden bis zu den Grenzen der deutschen Zunge. Karl Attenhofer steht im 64. Lebensjahre, doch lassen seine Rüstigkeit und sein Schaffenseifer kaum einen Fünfziger vermuten. Er wurde am 4. Mai 1837 als Sohn des Klosterwirtes zu Wettingen bei Baden geboren. Von den musikalisch gebildeten Eltern hatte auch der Kleine eine seltene Begabung ererbt, die sich sehr frühzeitig äußerte. Im neunten Lebensjahr erhielt er den ersten Instrumentalunterricht, und mit zwölf Jahren war er bereits erster Trompeter der Badener Kadettenmusik. Zu dieser Zeit wurde der Musiklehrer am Lehrerseminar in Wettingen, Dr. Daniel Elster, auf den Knaben aufmerksam, und er vermochte die lange widerstrebenden Eltern endlich zu bestimmen, den Sohn der Musik zu widmen und gründlich ausbilden zu lassen. Elster ward denn auch Attenhofers erster Lehrer im Klavier- und Violinspiel. Aber erst 1857 wurde es Attenhofer möglich, das Konservatorium in Leipzig zu besuchen, das er jedoch schon nach kaum zwei Jahren zu seinem Leidwesen wieder verlassen mußte, da finanzielle Gründe ihn zwangen, auf Erwerb bedacht zu sein. Attenhofer wurde dann als Musiklehrer nach Muri im Aargau berufen, wo er fünf Jahre lang wirkte und in dieser Zeit fleißig Messen komponierte. 1863 wurde er als Musikdirektor nach Rapperswyl am Zürichsee berufen. Seine dortige Wirksamkeit hatte zur Folge, daß man auf das junge Talent in weiteren Kreisen aufmerksam wurde, und das 1866 dort abgehaltene eidgenössische Sängerfest brachte Attenhofer einen Erfolg, der ihm mit einem Schlage seine Zukunft schuf. Von allen Seiten wurde der junge Dirigent mit ehrenvollen Anträgen bestürmt. Er entschied sich für Zürich und übernahm dort neben zwei andern Gesangvereinen hauptsächlich die Leitung des „Männerchors“, den er zu einem Elitecorps ausbildete. Daneben wirkt der Meister noch in erster Linie als Lehrer an der Züricher Musikschule, und hier sind es in erster Linie seine zahlreichen Schüler, die seine Verdienste zu würdigen wissen. Als öffentliche Anerkennung seines Wirkens verlieh ihm die Züricher Hochschule vor mehreren Jahren die Doktorwürde.



Dr. Karl Attenhofer. (Mit Text.)



Ein Epekuräer. Richter: „Angeklagter, haben Sie noch was zu sagen?“ — „Ich bitte, wenn ich verurteilt werden sollte, daß es schnell geht, damit ich rechtzeitig zum Mittagessen ins Gefängnis hinunterkomme.“

Unbeabsichtigte Kritik. Bei der sehr langweiligen und ausgedehnten Festrede des Professors Quaßler will sich ein Gast entfernen und bittet den Portier, ihm die Thür zu öffnen. — Portier: „Nee, det jeht nich; wenn ick Ihnen öffne, woll'n se gleich alle 'naus!“

Eigentümlicher Aberglaube. Ein solcher herrscht in den Golddistrikten Amerikas. Die Goldgräber meinen, daß jeder Entdecker einer großen Goldmine stets ein gewaltsames Ende findet. In der That sollen die Entdecker von vierzig der reichsten Minen keines natürlichen Todes gestorben sein. Zwölf dieser Glücklich-Unglücklichen wurden erschossen, drei von den einstürzenden Schächten ihrer eigenen Minen begraben, und die übrigen sind spurlos verschwunden. Nicht wenige dieser Kinder eines wechselnden Geschickes haben Hand an sich gelegt, nachdem sie von Millionären zu Bettlern geworden waren. Der Entdecker der Homestake-Mine wurde Straßenräuber, und der erste Finder von Gold in Montona starb am Galgen. R.

Eine interessante Linde. Wenn man in Potsdam, vom Bahnhofe kommend, die „Lange Brücke“ überschreitet, so sieht man am Ende derselben auf dem Wege zur Stadt eine mächtige, mit einem Eisengitter umgebene Linde. Es ist dies ein während der Regierung Friedrich Wilhelms I., des sog. preußischen Soldatenkönigs, für die Bewohner Potsdams sehr wichtig gewesener Baum, an dem sich jeder, der den König sprechen oder ihm eine Bittschrift überreichen wollte, aufstellen konnte, wenn der Monarch auf seinem Spazierritt dort vorbeikam. Da der König sehr aufbrausend war und die Gewohnheit hatte, seine Urteile häufig mit dem Stocke zu begründen, hielten es die Potsdamer jedoch für geraten, sich von der Linde fern zu halten. Sie kamen aber auf andere ungefährlichere Mittel, um dem Herrscher ihre Wünsche mitzuteilen. Die bei ihnen im Quartier liegenden langen Grenadiere von des Königs Regiment wurden nämlich regelmäßig von ihm angeredet, wenn er ihnen begegnete, und die von der Leibkompagnie kannte er beim Namen. Das benutzten die Potsdamer, um mit den „langen Kerls“ zu verabreden, daß sich einer von ihnen mit der betreffenden Bittschrift in der Hand unter der Linde aufstellte. Regelmäßig hielt dann der König vor der Linde, ließ sich die Bittschrift reichen und unterhielt sich mit dem Mann. Daß sich die Grenadiere diesen Dienst bezahlen ließen, wußte der Soldatenkönig recht wohl; er gönnte jedoch seinen „lieben blauen Kindern“ diese Nebeneinnahme. Später aber führte sich der Brauch ein, die Bittschrift mit einem kleinen Nagel an die Linde anzunageln, und der König ritt regelmäßig an den Baum heran, um die Bittschrift abzunehmen und einzustecken. — Auch nach Friedrich Wilhelm I. Tode wurde die Linde noch zu allen möglichen Bekanntmachungen benutzt. An ihr las König Friedrich II. ein recht boshaftes Pasquill wider seine Person und befahl, da die Fußgänger dasselbe nicht deutlich lesen konnten, weil es zu hoch hing, es sogleich niedriger zu hängen, damit jedermann von der Schmähschrift Kenntnis nehmen könne. K.



Mittel wider die Erdflöhe. Man vermische unter einem halben Maß Sägespäne 30 Gramm pulverisierten Schwefel und bestreue das Land damit, worauf sich die Erdflöhe befinden, so dünn, als wenn man Samen aussäet. Absprengen mit kaltem Wasser ist dann sehr vorteilhaft.

Spinatklößchen. Eine Hand voll Spinat wird gewaschen, gebrüht und nach einer Viertelstunde ausgedrückt; hierauf mit einer halben Zwiebel recht fein gewiegt. Dann 52 Gramm Butter schaumig gerührt, ein Milchbrötchen in Milch eingeweicht, fest ausgedrückt, dann gerührt, ebenso etwas Salz und ein ganzes Ei. Alsdann werden kleine Klößchen daraus geformt und gekocht.

Preißelbeeren mit Birnen einzumachen. Man siedet ungefähr 3 Liter gutgelesene Preißelbeeren mit $1^1/_4$ Kilogramm Zucker einigemal auf, nimmt sie mit einem Schaumlöffel heraus, thut 8 Gramm zerbrochenen Zimmt und $1^1/_2$ Liter geschälte, in Hälften geschnittene vom Kernhaus befreite Birnen einer recht süßen und saftigen Sorte (Muskatellerbirnen, Bergamotten) in den Saft und kocht die Birnen darin langsam weich, schüttet sie dann zum Auskühlen in eine Schüssel, vermischt sie mit den Preißelbeeren und füllt sie in die Töpfe.

Moos an Obstbäumen ist meist ein Zeichen, daß mit den Bäumen nicht alles in Ordnung ist. Gewöhnlich sind solche Bäume krank, entweder weil sie zu tief gepflanzt sind, oder in Boden mit stagnierender Nässe stehen; zuweilen liegt die Ursache auch an der schlechten, ungeeigneten Beschaffenheit des Bodens. In solchem Falle hilft auf die Dauer weder das Abkratzen noch das Anstreichen mit Kalkwasser, weil sich das Moos immer wieder erzeugt. Alten Bäumen schadet es, ausgenommen, daß es Ungeziefer beherbergt, weniger; jungen ist es dagegen wegen des dadurch bewirkten Luftabschlusses sehr schädlich. Gegen diese Mißstände giebt es, wenn man die Bäume nicht umpflanzen will oder kann, nur wenige wirksame Mittel. Eines derselben besteht darin, daß man die obere Erde bis auf die Wurzeln wegnimmt und guten Boden aufschüttet, aber nur so hoch, daß die Wurzeln höchstens einen Zoll davon bedeckt sind. Bei stehender Nässe kann man auch in einer Entfernung von dem Baum, bis wohin die Wurzeln nicht reichen, im Umkreis einen schmalen Graben ziehen und diesen mit kleinen Steinen oder altem Mauerkalk ausfüllen.

Vexierbild.



Wo ist der reiche Kaufmann?

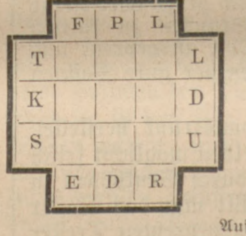
Charade.

Wenn des Lichtes Strahlen scheiden,
Stellet sich das Erste ein,
Und wirft seine düstern Zweiten
Ueber Feld und Au und Hain.

Merk' im Feld, am Bach, im Garten
Oft das giftge Ganze gleißt,
Doch wird eine seiner Arten
Ueberall und gern verspeist.

Julius Falck.

Füllrätsel.



In die leeren Felder ist je ein Buchstabe zu setzen, so daß die wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von je fünf Buchstaben ergeben. — Die Wörter bezeichnen: 1) Ein Schulgerät. 2) Ein Bekleidungsstück. 3) Eine Unterlage fürs Vieh. 4) Eine andere Bezeichnung für Runzel. 5) Ein Haustier. 6) Ein Instrument.

Palindrom.

Eine Gewehrart hab' ich konstruiert,
Die bei der Armee man eingeführt;
Mein Name, dem es an Ruhm nicht gebricht,
Vor- und rückwärts gelesen ändert sich nicht. Hespe.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Schwalbenschwanz. — Des Arithmogriphs: Rhapsodie, Herodes, Adresse, Phosphor, Sophie, Ohio, Doris, Jod, Eipe. Rhapsodie.
Der Charade: Zug, Vogel, Zugvogel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.